

Einführung

Meine erste Begegnung mit Helga Boehm hatte ich im Herbst 1992 in einer von mir organisierten öffentlichen Kultur-Veranstaltung in der ehemaligen Medizinischen Fachschule in Eisenhüttenstadt. Sie war dem Aufruf gefolgt, an der Premiere des von einem westberliner Journalisten im Auftrag vom DS Kultur gestalteten Features „Eisenhüttenstädter Bilderbogen“ teilzunehmen. Es hatten sich, obwohl intensiv und vielseitig dafür geworben, nur ca. 20 Personen, darunter die sich in der Sendung über ihr Leben in Eisenhüttenstadt äussernden Zeitzeugen, ehemalige Interviewpartner von mir, eingefunden – Zeichen von Desinteresse an der Vergangenheitsaufarbeitung, aber auch von Ressentiments gegenüber dem Produkt eines westdeutschen Journalisten, von dem sie kein Verständnis für ihr Leben, sondern nur Bloßstellung und Anklage erwarteten. Frau Boehm gehörte zu den Eisenhüttenstädtern, die sich nicht von diesem Vorurteil leiten ließen, sondern interessiert und offen für die Spiegelung ihrer Stadt- und Lebens-Geschichte aus westdeutscher Perspektive waren. Sie wurden denn von dieser Aufführung auch nicht enttäuscht, sondern konnten sich mit dem Gehörten durchaus identifizieren. Auch Helga Boehm äußerte sich anerkennend in der Diskussion, bezweifelte aber, dass derlei Sendungen westdeutsche Hörer erreichen könnten, da denen doch das Hintergrundwissen über die DDR-Verhältnisse, speziell über Eisenhüttenstadt und das Eisenhüttenkombinat (EKO) fehlen würde. Mir gefiel ihre selbstbewusste, überlegte Art des Auftretens, und das erweckte sofort mein Interesse an ihrer Person, ihrer Biografie. Da ich ohnehin in Eisenhüttenstadt zu tun hatte – ich bereitete gerade eine Befragung mit ehemaligen Bauarbeitern zum 17. Juni 1953 in der Stadt vor – , rief ich sie am nächsten Tag an, um sie für ein lebensgeschichtliches Interview zu gewinnen. Wir vereinbarten umgehend einen Termin für ein Vorgespräch.

In diesem Gespräch, das in ihrer Wohnung in einem Hochhaus in der einstigen Lenin-, jetzt Lindenallee stattfand, machten wir uns miteinander bekannt – sie schilderte mir in groben Zügen ihr wechselreiches Leben, das sie als einstige West-Berlinerin 1959 von Köln aus in die DDR verschlagen hatte; ich deutete ihr meinen beruflichen Werdegang an und erwähnte dabei meine Relegierung aus der Humboldt-Universität wegen meines Verhaltens in der Biermann-Affäre. Interesse und Sympathie füreinander waren nach diesem ersten Austausch geweckt. Und so stimmte Helga Boehm denn auch meiner Bitte um ein biografisches Interview im Prinzip zu, verwies jedoch auf ein Problem, das sie zum jetzigen Zeitpunkt zögern ließe, sich darauf einzulassen: Sie hätte nämlich in den 50er Jahren (mit ihrem damaligen Ehemann) für die „Auslandsaufklärung“ des MfS in Westberlin bzw. Westdeutschland gearbeitet und 1959 fluchtartig die BRD verlassen müssen, und befürchte nun im vereinigten Deutschland Unannehmlichkeiten (womöglich auch juristischer Natur), wenn diese Zusammenarbeit (verfrüht) an die Öffentlichkeit käme. Natürlich konnte ich diese Bedenken verstehen, war aber nun erst recht an ihrer Lebensgeschichte interessiert, versprach ich mir doch nicht nur Auskünfte über die Verarbeitung von zwei Systemzusammenbrüchen (NS-Regime und DDR-System), sondern auch spezifische Erlebnisse und Prägungen durch zwei konträre Systeme im Nachkriegs-Deutschland. Immer noch vom Zusammenbruch des „Realsozialismus“, ihrem Referenzsystem, betroffen und an Aufklärung über dessen Scheitern interessiert, aber auch daran, dass ein differenziertes wie gerechtes Bild vom Leben in der DDR für die Nachwelt festgehalten würde, verspürte sie selbst das Bedürfnis nach dem Erzählen und Reflektieren ihrer zäsurenreichen Biografie. So einigten wir uns darauf, dass sie über ihre MfS-„Kundschaftertätigkeit“ gesondert erzählen würde und dieser Bericht solange für eine Veröffentlichung gesperrt bliebe, bis für sie keine Gefahr mehr bestünde. (Von Letzterem bin ich im vorliegenden Text ausgegangen, d.h. ich habe ihn in ihre Lebensgeschichte integriert.)

Das erste Gespräch führten wir Ende November 1992, in dem mir meine Gesprächspartnerin in ca. drei Stunden so gut wie ohne Nachfragen ihr Leben im Ganzen, detailliert, anschaulich

und selbst-reflektiert, erzählte. Nach einer etwa einjährigen Unterbrechung – ich war in dieser Zeit mit meinem 17. Juni-Projekt vollauf beschäftigt – nahmen wir das lebensgeschichtliche Gespräch wieder auf und führten es in weiteren 14 Sitzungen (von August 1993 bis Januar 1995) zu Ende. Diese Gespräche orientierten sich am chronologischen Verlauf der Lebensgeschichte meiner Protagonistin, führten aber auch immer wieder zu Diskussionen über allgemeine Themen (wie etwa die Frage nach Verdrängung unangenehmer, belastender Erlebnisse, die Frage nach Mit-Schuld an historischen Fehl-Entwicklungen mit Blick auf das NS-Regime bzw. das DDR-System, den Kalten Krieg oder die Frauenfrage). Hatte sie auch selbst das Bedürfnis, ihr Verhalten in den von ihr erlebten Gesellschaftssystemen zu reflektieren und sich auch selbstkritisch zu äußern, so fühlte sie sich gelegentlich durch meine mitunter bohrenden Nachfragen bedrängt und reagierte abwehrend. Unser an sich freimütiges, vertrauensvolles, in tiefere Schichten führendes Gespräch wurde durch solche von mir verschuldeten „Blockaden“ zwar beeinträchtigt, aber nicht dauerhaft gestört, da wir immer wieder aufeinanderzuzugingen und den Gesprächsfaden erneut aufnahmen. Zudem lernten wir uns durch die Arbeit in der von mir Ende 1993 in der Stadt ins Leben gerufenen Geschichtswerkstatt – ich hatte auch meine Gesprächspartnerin zur Mitarbeit gewonnen – besser kennen und schätzen. Dabei kam es im Laufe der Zeit zu z. T. heftigen Kontroversen über das Herangehen an die DDR-Geschichte und die zu uns zum öffentlichen Gespräch gekommenen Zeitzeugen. In ihrem Ergebnis zog sich auch meine Gesprächspartnerin, die den „Erfolg“ des Projektes zunehmend bezweifelte, aus der Geschichtswerkstatt zurück, beteiligte sich später jedoch wieder an der Arbeit, als sich unsere Bemühungen um Spurensicherung vor Ort dann doch in zwei „Lesebüchern“ niederschlugen. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir unsere Gespräche bereits abgeschlossen – vielleicht etwas vorschnell, so dass die Wende- und Nachwendezeit nicht gründlich genug besprochen werden konnte.

Damit der Leser einen ersten Eindruck von der Persönlichkeit meiner Gesprächspartnerin gewinnen kann, gebe ich vorab ihre im Text verstreuten Selbstcharakterisierungen wieder.

Helga Boehm über sich selbst

Ich brauche die äußere Anerkennung, wenn die nicht da ist, fürchte ich, in ein großes schwarzes Loch zu fallen. Da versuche ich, alles Mögliche vorzubauen, dass das nicht passiert.

Wenn ich mich schlecht fühle, verkriech ich mich, geh dann nicht irgendwohin zu einem Bekannten; das mag ich auch nicht, dem dann zu zeigen, dass ich so traurig bin und mich so verlassen fühle. Und deswegen halten mich auch alle für mächtig stark, weil ich das nie gezeigt habe, wenn 's mir ganz elend war.

Ich war immer in irgendeiner Weise herausgehoben – entweder negativ oder positiv. Na ja, ich fühlte mich halt immer wohl, wenn man meine Kenntnisse und Fähigkeiten aufgriff und sie in den Mittelpunkt rückte.

Ja, es ist so und war schon so seit meiner Kindheit: in dem Augenblick, wo ich die Verantwortung habe, gefällt mir alles gut. Das heißt, ich mach 's auch so gut wie möglich. In dem Augenblick, wo ich eingegliedert werde, ist das – na, ist das nicht so toll. Das ist ein Teil meines Wesens, ist ganz sicher so.

Ich mag nicht gerne für mich ganz allein sein und ohne etwas Sinnvolles zu machen. Ich muss mich gebraucht fühlen. Das führte natürlich auch häufig dazu, dass man mich missbraucht

hat. Das muss ich so sagen, obwohl ich mir das nicht so gerne eingestanden habe, aber es stimmt.

Ich war doch Genossin und habe doch über entsprechende Erfahrungen verfügt, und als Genosse muss man doch seine Erfahrungen einbringen. Also ich muss sagen, manchmal habe ich zu schnell „hier“ geschrien.

Mich ärgert bis heute noch, dass man mir immer unterstellt hat, ich engagiere mich bloß, um was sagen zu können. Das ist Quatsch. Ich kenne mich zu genau, ich weiß, dass mich, wenn ich mich irgendwo engagiere, der Inhalt einfach überzeugt.

Ich war vielleicht in meinem ganzen Leben nicht gründlich genug, nicht nur vom Wesen her, sondern auch von der Schule und Schulung her. Es war alles so ´n bisschen rübergewischt. Ich konnte immer das, was ich wusste, gut verkaufen, und man hielt mich immer für klüger als ich bin; ich wollte nicht klüger sein, nein, aber man hielt mich dafür. Das kommt vielleicht auch daher, dass ich mich gut in Szene setzen kann.

Ich gehörte niemals zu den Leuten, die begütert waren, und ich hab auch nie nach Gut oder irgendwelchen finanziellen Reichtümern gestrebt, ich wollte auskommen, ich wollte meine Kinder ordentlich kleiden und gut ernähren und ihnen Gutes bieten. (...) Mir war wichtig, na ja, aus dem Leben mit meiner Familie und mit den Menschen, mit denen ich in der Umgebung zusammen war, danach zu streben, dass man eine gerechtere Welt aufbaute.

Während ich in der bürgerlichen Gesellschaft keine Hoffnung sah für die Arbeiterklasse und für eine gesunde Entwicklung der Arbeiterklasse, habe ich das hier gehofft, wirklich gehofft. Es ist nicht so, dass mir die Äußerungen der Politiker oder der Presse oder die Plakate angenehmer waren, aber die Hoffnung, dass sich das hier doch zum Besseren entwickelt für die breite Masse, die hatte ich.

Mich in politische Dinge ein zumischen, in der Weise, dass ich sie nun mit steuerte, das war nicht mein Fall. Dazu fühlte ich mich nie – auch hier in der DDR – genügend gebildet. Ich kratzte immer bloß an der Oberfläche und blieb immer bei der emotionalen Bindung an die Arbeiterschaft. Was ich konnte, war, Aktionen zu organisieren. Ich verstand es im Ferienlager ´ne ganze Meute zum Mitmachen zu animieren, wenn auf der Freilichtbühne was vorgeführt wurde. Und in dem Sinne habe ich sicherlich auch Menschen beeinflusst und sicherlich auch ideologisch beeinflusst, denn wir haben ja nicht heilige Kirchenlieder gesungen.

Wir haben so auf die Schüler eingewirkt, dass sie sich einordneten in das System, dass sie das machten, was wir für gut und richtig hielten. Ich habe damals auch den Standpunkt vertreten, was mir heute sehr fragwürdig erscheint: Der Mensch wird hier mit gewissem Druck oder mit gewissen Maßnahmen in diese Richtung gelenkt, weil es ihm nutzt. Und das ist fragwürdig, weil nicht die innere Bereitschaft dazu da ist. Wir haben zwar auch gesagt, es muss die innere Bereitschaft dazu da sein, aber wir haben es nicht überprüft.

Ich bekenne mich dazu, ich habe die offiziellen Formen genutzt, um dieses System letztendlich zu stärken – woran ich in der Wendezeit fast kaputtgegangen bin.

Ja, ich habe unangenehme Dinge nicht so sehr an mich herankommen lassen, und na ja, ´n bisschen muss man das ja tatsächlich mit meiner NS-Vergangenheit vergleichen: ich hab ja auch unter dem Faschismus das nicht herankommen lassen, was da unangenehm war, obwohl ich Verschiedenes wusste. Also, das gehört schon so mit in mein Persönlichkeitsbild.

Ich habe alles in unserer Richtung positiv gedeutet, während ich es in anderer Richtung negativ gedeutet habe. Das war eine sehr eingefahrene eingleisige Parteinahme. Ich habe mich über jede Niederlage des Kapitalismus doll gefreut, aber wenn hier was [Negatives] war, hab ich versucht, das positiv zu erklären; und bei jeder Geschichte, die so ´n bisschen zeigte, es geht voran, habe ich immer aus vollem Herzen gejubelt, vielleicht auch aus Selbstbestätigung(sbedürfnis): ich habe den richtigen Weg gewählt, ich bin den richtigen Weg gegangen. Es fing erst so Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre an, dass ich dann sagte: ´Verflucht noch mal, war das nun das Gelbe vom Ei?´ Aber es wäre mir niemals in den Sinn gekommen, zurück [in die BRD] oder auf irgendeinem Wege rauszugehen. Nie!

Erst nach der Wende ist mir bewusst geworden, dass man den Menschen wie in Aitmatows Roman „Ein Tag zieht den Jahrhundertweg“ eine Kamelhaut über den Kopf gestülpt hat, um sie am eigenen Denken zu hindern. Ja, das hat man mit uns gemacht. Man hat eben nicht nur Einzelne relegiert oder bestraft oder eben nicht in Positionen gelassen – das waren meiner Meinung nach nicht so viele jetzt prozentual zur DDR-Bevölkerung, das war sicherlich nicht das Entscheidende –, aber das Entscheidende war, dass wir alle diese Kamelhaut übergestülpt bekamen und nicht mehr Eigenes... [denken und tun konnten]. Wir glaubten früher, die wir uns eigentlich subjektiv frei fühlten und für den Staat waren, davon gar nicht betroffen zu sein, aber jetzt begreifen wir: wir waren mit betroffen.

Und dennoch: Mit jedem Tag sag ich mir: ´Jawoll, es war richtig, dass man einen anderen Versuch machte.´ Dass der Versuch missglückt ist, dass auch hier unheimlich viel Raum für Fehlentscheidungen [existierte], für Starrheit, Beton und auch für Verbrechen, im Namen des Volkes begangen, das war mir damals nicht klar.

Nach der Wende gab es Tage und Zeiten, wo ich wirklich im schwarzen Loch lag, aber relativ schnell auch wieder rauskam. Ich brauchte bloß über die Straße zu gehen, einen ehemaligen Schüler zu treffen, der mich freundlich angeguckt und nicht mit mir geschimpft hat. Da fühlte ich mich schon wieder bestätigt.

Es gab nach der Wende immer wieder Momente, dass man sich selbst so in Frage stellte: ´Was hast du nun eigentlich aus deinem Leben gemacht?´ Und das ist das, was die Westdeutschen nicht in Frage stellen müssen, weil ihre Gesellschaft scheinbar funktioniert. Was uns, unsere Generation, so bedrückt, ist doch gar nicht, dass wir nicht genug Rente haben und dass wir deshalb auch nicht so viel reisen können – die vielen Annehmlichkeiten heute werden ja auch gesehen –, aber dass man das eigene Wirken und die Spur, die man hinterlassen hat in Frage stellt, das ist bedrückend und man freut sich, wenn man Bestätigung findet. Wenn man solche Empfindungen hat, muss man doch im Tiefsten verunsichert sein.

Wenn man überhaupt von Schuld reden will, dann in der Hinsicht, dass ich da zu DDR-Zeiten [bei problematischen Dingen] nicht nachgehakt und das meine getan habe, um hier was voranzubringen. In diesem Sinne fühle ich mich mitschuldig. Aber dass ich hier nun als Unterdrücker aufgetreten bin, das ist mir noch nicht entgegengekommen, im Gegenteil sind immer wieder Menschen auf mich zugekommen, die mir gesagt haben, dass ich aus unseren Kindern anständige Menschen gemacht habe. Von der Seite her, möchte ich sagen, muss ich mir keine Schuld zuschreiben.

Das ist ja auch ganz kompliziert, Schuld zuzugeben; man stellt sich ja dann selbst in Frage. Und wer stellt sich denn schon selbst immerzu in Frage bei solchen großen Dingen? Denn es ist ja ein Stück Leben, was man auch gelebt hat, so dass man sagt: ´Das gebe ich so nicht zu.´ Und auch heute erwisch ich mich wieder dabei, dass man sich das wohl nicht zugibt, aber

innerlich doch irgendwo erkennt: 'Du hast da mitgemacht, nun mach mal wieder gut.' Das ist mit drin.

Wenn ich nur 10 oder 15 Jahre jünger wäre und noch 'ne Chance hätte, irgendwo mitzumischen, wäre ich auch bereit, sagen wir mal, Utopien nachzuhängen und zu sagen: 'Ach, Mensch, ich werde da mitmischen, ich will verändern.' Ich wäre bestimmt ein prima Grüner oder PDS-Abgeordneter, ganz bestimmt.

Ich hab ja begriffen, dass die Demokratie nur so funktioniert, dass man sich wehrt und dass man also Widerstand organisiert oder aber die Nutzung der Mechanismen organisiert... Nur so läuft diese Demokratie. Aber ich habe meine Zweifel, ob das die Antwort auf das Leben ist.